

Um Helena.

Roman von Ida May-Ed.

(14. Fortsetzung.)

Er preßte heftig die Hand seiner Mutter. Sie sah ihn erschrocken und sehr bang an. Sie hatte auf der Stelle verstanden, welche Hoffnungen ihn bewegten. Daß er sie jetzt noch nicht ausbrach, begriff sie. Daß er sie aber überhaupt hegte, begriff sie nicht.

Wie selten versteht eine Frau die Liebeswahl eines Mannes! Hier verstand weder das weibliche noch das mütterliche Herz von Marie Stürmer, wie ihr Sohn so blind sein konnte.

Das bishen Schönheit vergeht doch, dachte sie. Sie mit ihren verweinten, kurzschichtigen Frauenaugen, sie suchte immer nach Gemüth, nach allerlei selbstlosen, aufopferungsfähigen Tugenden im Wesen eines Mannes, und wo sie die nicht fand, glaubte sie ganz kindlich, daß sie doch auch ein Mann nicht gefesselt fühlen.

„Mein lieber Junge, sagte sie endlich in das bestemmte Schweigen hinein, „wir können es ja noch überlegen. Ich kann vorerst doch nicht fort. Denn mal, was hier alles aufzulösen ist...“

„Ja, sprach er heftig, „hier ist viel zu ordnen. Vor allen Dingen Tante Irene's Verlassenschaft. Wir werden nun endlich klar sehen in der Geldangelegenheit.“

Marie Stürmer fand heute doch noch nicht! Sie hatte eine Art von sentimentalischer Anwendung. Ihr schien es, als würde die Nähe der Toten führen, wenn Thassilo schon heute in ihren Büchern und Papieren stöberte.

Er hatte Mühe, ihr dies auszusprechen. Seine Zeit könne er nicht mit solchen Empfindungen verbrüden. Er mußte morgen fort. Die Mutter bestand diese Eile nicht. Irene's Hjelmerfen war ja da...

Und er dachte nicht daran, daß er sich verzeigte in unruhigem Verlangen, nur erst wieder dort zu sein, wo ein dämonisches Geheimnis und eine verhängnisvolle Hoffnung so qualvoll von zwei Seiten her sein Wesen in Aufbruch brachten.

Die Mutter erzählte ihm auch noch, Tante Irene habe, wie alle unheilbaren Kranken, viel von ihrem unabwehrbaren Tod gesprochen, aber dennoch offenbar tief in der Seele Genußhoffnungen gehabt oder wenigstens den Glauben, daß ihr noch lange Frist gegeben sei. Beständig habe sie davon gesprochen, Edel's Kommen zu lassen, um ihm alle Bücher und Papiere zu übergeben, aber nie ernstliche Anstalten dazu getroffen. Seit der Nachricht von Edel's Unglück aber habe sie fast die Bestimmung verloren gehabt und nur oft gefleht: Verzeihe uns!

Marie Stürmer erklärte sich diese Bitte in ihrer überauswärtigen Weisheit: Irene sei offenbar besinnungslos gewesen, der Schwägerin, deren Wohlwille sie kannte, hintertrübs Wohlthaten aufgehört zu haben.

Thassilo aber schien dies räthelhaft. Eine große Unruhe erfaßte ihn. Er zwang seine Mutter förmlich, ihm endlich Irene's Schlüssel zu geben. Der Schreibtisch hand dem Bette gegenüber, darin die Mutter Edel's entworfen war.

Im Zimmer herrschte eine herbe Kälte. Beinahe webte darin jener durchdringende, beständig aller Gerüche: der nach einer Leiche.

Das kahle Bett, schon von allen Rippen entblößt, stand da wie eine Stätte der Unbarmherzigkeit. Alles Weggen aus dem Raum gefahren.

Die eine knöchernen Hand hatte es hinausgeschoben. Frierend setzte sich der Mann an den Schreibtisch. Der hatte einst Irene's Gatten, Edel's Vater, gehört und zeigte in seinem Unterfang zwei Schenkelteile. Auf der Platte standen noch alle jene Kleinigkeiten, die von der Verstorbenen darauf gestellt worden waren: Bilder des Gatten, Photographien von Edel.

Und ein Bild von Beate. Es zeigte sie in jenem weißen Kleid, das ihre Schultern tief enthüllte. Sie lächelte in das kahle, kalte Zimmer der Vergangenheit mit dem üppigen Lächeln sicherer Lebensfreude.

Nebenon sah Frau Marie Stürmer noch ein Weibchen feierlich in ihrer Sophade und dachte, wie schrecklich es sei, daß Thassilo nun schon in dem Schreibtische der lieben, armen Irene wühle.

Dann fiel ihr ein, daß das Mädchen in der Küche sicherlich dummes Zeug mache, denn mit ihren Kochtöpfen war es schwach bestellt, und der arme Thassilo hatte schon gefahren ein Mittagessen vorgelegt bekommen, an dem mehr zu loben als zu loben gewesen war.

Als sie auffand, ein wenig kümmerlich, denn ihre Verdien waren doch recht knap von all den Aufregungen, sah sie, daß die Platte des Rippfahrendens wieder einmal sehr schlecht abgewischt war. Und wirklich: von dem schönen Rippfahrenden Glas war ein halbes Blatt abgewaschen.

Ein wohlthätiger und kräftiger Aeger zerstreute sie ganz und gar. In Küche und Stube fand sie so viel vor, was nicht hätte sein dürfen. Ja, wenn man nur einmal ein paar Tage verhehrt ist, aufzupossen! —

Fast war es Mittagessenzeit, und die Uhr ging auf drei, als Marie Stürmer wieder in ihr Wohnzimmer trat. Sie erschrak förmlich. Ihr Sohn sah da so verleinert am Fenster. — Sie sah es auf den ersten Blick, er war leichenblau.

Und sie wußte es seit seinen Knabenjahren: er war stark, wo andere rafen. Eine ungeheure Erregung lächelte ihm äußerlich um so härter, als sie ihm die Seele gergälte. „Was hast du? Was hast du?“ rief sie in klagernder Sorge.

Er sah sie an. Mein Gott, war dies in Hohn und Zorn verzerrte Gesicht noch das ernste Gesicht ihres lieben Jungen? „Mutter,“ sagte er, „Mutter — du und ich, wir sind belogen und bestohlen. —“ sie sagten, er sei genial. Ja, er hat die Genialität der Freyheit gehabt —

„Aber, mein lieber Junge...“ „Seh dich da hin, Mutter!“ „Hitzend geborgte sie. Ihr Nächtliches war zwischen ihr und ihm am Fenster. Sie faltete die Hände auf der Kante und sah den Sohn ganz ängstlich an. „Nicht du, liebes Mütterchen, hast von ihrem Gelde gelebt. Sie von dem deinen. Ja, so ist es!“

„Weiter nichts?“ Sie atmete erleichtert.

„Aber das ist doch egal. So wie wir zusammen lebten!“ sagte sie leise. Dieser rührende Einwand, diese Schlichtheit einer liebevollen Seele machte ihm einen Augenblick betroffen.

Dann aber ließ gerade dies Zeugnis ihrer Art ihn heiser aufschluchen. „So mußten sie dich kennen! Sie mußten auch mich kennen! Und deshalb mußten sie mich sein. Sie aber haben, betrogen, gestohlen! Was liebevolle Zeitung hätte werden können, wurde so der gemeinste aller Diebstähle an einer Frau! An einer vertrauensvollen, geschäftsunkundigen Frau!“

„Das begreife ich gar nicht!“ flugte die völlig fassungslose Frau. Er versuchte, so ruhig, so kurz, so klar zu sprechen, als ihm möglich war. Er hatte den linken Ellbogen auf die Fensterbank neben sich gestützt und den Kopf in die Hand.

Seine Mutter, ihm gegenüber, sah da wie eine Schuldbeladene. Ihr war, als habe sie sich für die anderen zu schämen — für die, welche jedem Gerichte entrückt waren.

Tante Irene hat eine musterhafte Ordnung in ihren Papieren und Büchern. Kein Brief, kein Beleg fehlt da. Wo wirft einen Brief lesen, den ihr Gatte ihr hinterließ und in dem er sie unterrichtet. Sein Vermögen und das meines Vaters waren, als du Witwe wurdest, ungefähr gleich. Edel's Vater ward mein Vormund, und du hast ihm auch eine Generalabrechnung ausgestellt. Er hat mit seinem Gelde unglücklich gearbeitet. Als er starb, war Tante Irene schon fast verarmt. Sie hat dann Spekulationen mit unserem Geld gewagt. Zuerst mit Glück. Dann hat Edel in Holland Schulden, viel Schulden gemacht. Er wußte, daß sie mit meinem, mit meinem Gelde gedekt wurden. Die Schmälerung unseres Kapitals wurde dadurch so groß, daß die Zinsen nicht mehr zur Hälfte ausreichten für euer Leben und Edel's Bedürfnisse.

Tante Irene wagte neue Spekulationen unter Edel's Beirat. Seine Briefe sind da. Sie waren beide sich ihres Tuns voll bewußt. Alle beide. Du sammelt in Edel's Briefen die mittelwichtigen Bemerkungen lesen, in denen er sich und seine Mutter damit beruhigt, daß du und ich, falls es ihnen gelänge, durch glückliche Spekulationen das Verlorene wieder einzuholen, in unserem Meier als wohlhabende Menschen kein Aufgebens davon machen würden, daß man aber das Eingekündigte natürlich bis zum äußersten zurückhalten müsse.“

Er stand auf. „Mutter,“ sagte er, „du warst es, die Klüftlichkeit nahm! Dein Danksgefühl hat dich an der Entfaltung deines Wesens gehemmt! Sie haben dich nicht nur um das Geld bestohlen! Westrogen haben sie dich um deine heiligsten Eigenrechte! Deine edelsten, opfervollsten Empfindungen haben sich verbrannt an Lügnern — in Lügner!“

Seine furchtbare Erschütterung wirkte auf sie wie eine drohende Gefahr. Sie unklammerte ihn weinernd. „Mein Sohn,“ rief sie, „mein Sohn!“

Im Grunde ihrer Seele glaubte sie beinahe alles dieses gar nicht. Das konnte ja gar nicht sein: gerade ins Auge hatten sie ihr gesehen, Edel und seine Mutter, und mit dem Bewußtsein der Lüge? Wie konnte man das!

„Die arme Irene,“ sagte sie unter Tränen, „sie muß doch gelitten haben! Denn so verärrt ist ja kein Mensch. Aber unrecht war es — gewiß, sehr unrecht. Aber sie — sie ist nun tot. Und er auch!“

Fast schon war ihr Ausdruck, ihr Ton wad leiser.

„Aber hart und fest sprach er: „Wenn ich noch dem Lobe eines Ragners erkläre habe: er war ein Lügner, will ich es frei sagen, daß er es war. Wendet der Tod die Laitsache?

Wildert er sie? Schuft bleibt Schuft, ob lebend oder tot!“

„Es ist nur — weil Lote sich nicht verteidigen können,“ flüsterte sie. „Hier sind die sprechenden Beweise in Briefen und Zahlen. — Wie bequem hat es das Schicksal diesen beiden gemacht! Es hat ihnen die Stunde erspart, mir ins Auge zu sehen!“ rief er.

Von neuem brach die Frau in heiße Tränen aus. „Sei nicht so unerbittlich...“

„Mutter,“ sagte er, schwer atmend, „wenn du wüßtest, warum er mich bestohlen hat!“

„Ich glaube, ich weiß es jetzt,“ sprach sie, „aber Vergeben ist christlich.“

„Vergeben!“ rief er, „das ist für die Widern und Kraftlosen. Ich aber stehe in den vollen Waffen meines Lebens.“

Sie rang mit ihm. Aber zum erstenmal in ihrem Leben fand sie mit all ihrer Mutterliebe dem Sohne ohnmächtig gegenüber. Sie fühlte: da war in ihm etwas Furchtbares, etwas Elementares, das sie nicht bezwingen konnte, weil sie es nicht verstand.

So rannen ihnen die Stunden. Mit unerforschlicher bitterer Lust an dem Gespräch erregt und gergälte Thassilo immer wieder jeden kleinen Zug im Bilde der Vergangenheit.

Er marterte seine Mutter, und als er endlich merzte, daß sie litt, ersuchte ihn plötzlich ein heißer Wunsch nach Einsamkeit.

Ihre Trennung war sehr schmerzhaft. Der Mutter schien es, als hätte sie den Sohn verloren. Verloren an unbekanntem Gewalten, denen nur eine andere, ebenso unbekanntem Gewalt ihn entziehen konnte.

Auf dunkle Unbestimmtheiten hofften zu müssen, ist nicht frohreich für ein Mutterherz, das ist nur leidenschaftlich.

Sie war nur die arme kleine Mutter, wie es jede Mutter einmal wird. Hilflös stand sie dem Mann-Sohn gegenüber. Er war ihr Kind. Aber doch nicht mehr ihr untertan. Aber doch nicht mehr ihr untertan. Aber doch nicht mehr ihr untertan. Aber doch nicht mehr ihr untertan.

Die ungeheure Klust hatte sich aufgetan zwischen ihnen, die niemals, niemals mehr ganz zu überbrücken ist, weil aus ihr die Flammen der Leidenschaft trennend emporlodern.

Der Sohn war traurig. Er fühlte, daß er seine Mutter leben machte, und konnte es nicht ändern. Er küßte sie voll Andacht. „Später, Mutter,“ sagte er erschütterter, „später vielleicht — wird alles wieder ruhiger und besser!“

Sie weinte. Er sah die Einsamkeit, in welcher er sie zurückließ. Sie dauerte ihn unendlich.

Er wollte ihr was Tröstendes sagen, etwas Schönes versprechen, und ganz unermittelt fragte er: „Soll ich dir Hedi schicken?“

Er dachte gar nicht daran, daß er nicht über Hedi zu verfügen hatte. Er wußte auch eigentlich selbst nicht, wie er darauf kam. Aber es drängte sich ihm plötzlich auf, daß Hedi um sich haben, Trost und Ruhe und Wohlthat sei.

Ueberrascht sah seine Mutter auf. Beinahe beglückt. „Ach,“ sagte sie dann, „Hedi muß doch wohl bei Beate bleiben.“

„Es ist wahr,“ murmelte er. — Auf der Heimfahrt in der Bahn sah er in einem ganz vollen Corps. Die Herren um ihn, davon einige zusammen zu gehören schienen, sprachen und rauchten. Er sah wie ausgedehnt aus allen Interessen des Lebens und dachte nur an das Eine.

Dieser Lote, der ihn belogen und bestohlen hatte, war sein Jugendgenosse gewesen, und immer schon, noch ehe er sich dessen bewußt gewesen, hatte inständig der Daß gegen ihn in seinem Innern gewohnt! Beim ersten Anlaß brach er mit Hielengevalt hervor!

„Ich hielt ihn für meinen Wohlthäter, und ich mußte fortfahren, ihn zu hoffen. Er trägt meinen Namen, diesen Namen, auf den ich so stolz war — und den ich jetzt abwerfen möchte, bloß weil es auch der seine ist. Ich hasse ihn an seinem Grabe weiter. — Wenn dieser Haß, der so tief eingeboren, so von je, stark, geheim und unzerstörbar ist in mir — wenn er nicht das Recht hat, zu sein, dann hätte kein Gefühl jemals dies Recht.“

Eine Frage trat vor ihn hin, die ihn erschauern ließ. Sollte, mußte er Beate die Wahrheit sagen?

Alles in ihm stammte auf. Ein triumphierendes „Ja!“ schrie sein Temperament.

Welche Genugung! Welch ein Augenblick unerhöhter Verfriedigung, es ihr ins Gesicht werfen dürfen: „Er war ein Lügner und ein Dieb! Er stahl mir dich. Er stahl mir meine Verdienste. Er stahl meiner Mutter Geld. Sein jämmerliches Leinen — Ich brauchte so viel künstliche Fundamente, denn ohne sie hätte jedermann erkannt, wie niedrig er stand!“

Wie — wenn sie dann — in leidenschaftlichem Gram der Enttäuschung — ihm gefand: „Ja, habe es längst gewußt und erkannt. Verzeihe, was ich that!“

Ihm war, als würde sein Haß sich an so fernem Gegenstand verflüchtigen. Als müßten ihr Leid und sein Zorn sich gegenseitig aufheben. Unter stürmischer Erregung stog ihm die Zeit.

Es war Abend, als er in Marstadt ankam. Trostlos ging er noch einmal aus.

Große Schneeflocken, wässrig und am Boden zu schwarzem Raß zerrinnend, fanten aus dem nächtlichen Himmel hernieder.

Am Hafen war es trüblich. Auf dem Steinhaufen brannten die kleinen roten Warnlaternen. Die Gaslampen von der Straße warfen hier und da ihr Licht so weit, daß man das schwarze, blante Wasser im Fluß sah.

Thassilo ging hinaus, bis dahin, wo mit Wadernagel's Villa die Häuserreihe endete.

Es stand und sah an den Fenstern hinauf. Oben war Licht.

Er konnte die Einteilung der Räume: dies Licht brannte in einem kleinen Raum neben Beate's Schlafgemach.

Ob Hedi da schlief? Es konnte erst gegen neun Uhr sein, die Frauen waren sicher noch auf. Er beschloß hineinzugehen. Er konnte nicht anders.

Es war, als sei er direkt von jenen Briefen und Büchern aufgefangen, um ohne Verzug, ohne Atemholen geradezu hierher zu gehen.

Er stand nicht so intim eberals zu diesem Hause, daß er hier noch um neun Uhr einen Besuch gemacht hätte. Jetzt war alles anders. Und er kam von der Verdrigung von Edel's Mutter. Wenn es eines Vorwandes bedurfte, so war dieses einer.

Er klingelte. Zu seinem Erstaunen machte ihm ein Mann auf. Er erkannte ihn alsbald. Es war der Maurer Kloth.

„Wie kommen Sie hierher?“ „Die gnädige Frau war so bange. So hier draußen allein und dem bloß Damen und dem die beiden Mädchen ins Haus. Und wenn so was passiert ist. Ich bin die Köchin ihr Bruder, und da hat sie mich vorgeschlagen. Meine Frau ist es ja nicht so lieb. Aber die Markt früh für jede Nacht — die nimmt man doch gern mit. Und für meine Mühe, als auf den Schädel hier auf'n Fluß schlafen und morgens auch noch Kaffee...“

Wie ihn das ergriff! Schutzlose Frauen! Wie angstvolle Vögel... Beate muß sofort einen Diener haben! dachte er.

Kloth sagte dem Stubenmädchen, was in seinem Traueranzug inzwischen schon im Hintergrund des Flurs erschien, daß Herr Stürmer hier sei und die Damen besuchen wolle.

Das Mädchen ließ ihn in das Zimmer gleich rechts. Es war der „blaue“ Salon, wo der Flügel stand und wo Irene's Hjelmerfen damals sein freies Liebesgemach hatte. Das elektrische Licht flammte bei seinem Eintritt auf. Aber es machte das Zimmer nicht gemüthlich. Die lauen Leberreste einer Wärme, die den Raum zur Besuchszeit erfüllt haben mochte, gaben ihm etwas Unwohnliches.

Thassilo wartete. Er war kaum mehr erregt. Er wußte auch kaum, was ihn so ruhig machte: ob die Nähe einer heftigsten Stunde, ob die Erschlaffung nach Tagen voll namenloser Leidenschaft.

Die Tür tat sich auf. Es war Hedi, die hereinkam.

Sie ergriff mit ihren beiden Händen seine Rechte.

Eine große, stille Freude kam plötzlich über ihn.

Wie das schön war, das liebe Mädchen zu sehen! Sie, die alles wußte — alles verstand — nichts wollte, gar nichts, als ihm wohlsein, mit Wärme und mit Sanftmut seinen schweren Wesen Erleichterung bringen —

„Meine liebe Hedi!“ sagte er wie ein Erklärer.

„Beate kommt auch!“ sprach sie, denn sie wußte ja, um weissenwillen er hier stand.

Beate war schon gerade beim Entkleiden gewesen. Sie wollte sich frisch zu Bett legen und noch lesen. Das doch doch wenigstens gemüthlich und kürtzte den wienigen Abend. Nun mußte sie sich schnell wieder anziehen, denn Thassilo abweisen, das ging nicht. Beate wußte recht gut, daß es wichtig für sie war, freundschaftlich mit ihm zu stehen. So schickte sie denn erst Hedi hinunter.

„Es ist mir sehr lieb, erst von Ihnen zu hören... ich möchte doch viel wissen...“

Aber sie unterbrach ihn: „Erst muß ich wissen, wie es Ihrer lieben, teuren Mutter geht!“

„Ich war, als würde sein Haß sich an so fernem Gegenstand verflüchtigen. Als müßten ihr Leid und sein Zorn sich gegenseitig aufheben. Unter stürmischer Erregung stog ihm die Zeit.“

„Es war Abend, als er in Marstadt ankam. Trostlos ging er noch einmal aus.“

Große Schneeflocken, wässrig und am Boden zu schwarzem Raß zerrinnend, fanten aus dem nächtlichen Himmel hernieder.

Am Hafen war es trüblich. Auf dem Steinhaufen brannten die kleinen roten Warnlaternen. Die Gaslampen von der Straße warfen hier und da ihr Licht so weit, daß man das schwarze, blante Wasser im Fluß sah.

Thassilo ging hinaus, bis dahin, wo mit Wadernagel's Villa die Häuserreihe endete.

Es stand und sah an den Fenstern hinauf. Oben war Licht.

Er konnte die Einteilung der Räume: dies Licht brannte in einem kleinen Raum neben Beate's Schlafgemach.

Ob Hedi da schlief? Es konnte erst gegen neun Uhr sein, die Frauen waren sicher noch auf. Er beschloß hineinzugehen. Er konnte nicht anders.

Es war, als sei er direkt von jenen Briefen und Büchern aufgefangen, um ohne Verzug, ohne Atemholen geradezu hierher zu gehen.

Er stand nicht so intim eberals zu diesem Hause, daß er hier noch um neun Uhr einen Besuch gemacht hätte. Jetzt war alles anders. Und er kam von der Verdrigung von Edel's Mutter. Wenn es eines Vorwandes bedurfte, so war dieses einer.

Er klingelte. Zu seinem Erstaunen machte ihm ein Mann auf. Er erkannte ihn alsbald. Es war der Maurer Kloth.

„Wie kommen Sie hierher?“ „Die gnädige Frau war so bange. So hier draußen allein und dem bloß Damen und dem die beiden Mädchen ins Haus. Und wenn so was passiert ist. Ich bin die Köchin ihr Bruder, und da hat sie mich vorgeschlagen. Meine Frau ist es ja nicht so lieb. Aber die Markt früh für jede Nacht — die nimmt man doch gern mit. Und für meine Mühe, als auf den Schädel hier auf'n Fluß schlafen und morgens auch noch Kaffee...“

Wie ihn das ergriff! Schutzlose Frauen! Wie angstvolle Vögel... Beate muß sofort einen Diener haben! dachte er.

Kloth sagte dem Stubenmädchen, was in seinem Traueranzug inzwischen schon im Hintergrund des Flurs erschien, daß Herr Stürmer hier sei und die Damen besuchen wolle.

Das Mädchen ließ ihn in das Zimmer gleich rechts. Es war der „blaue“ Salon, wo der Flügel stand und wo Irene's Hjelmerfen damals sein freies Liebesgemach hatte. Das elektrische Licht flammte bei seinem Eintritt auf. Aber es machte das Zimmer nicht gemüthlich. Die lauen Leberreste einer Wärme, die den Raum zur Besuchszeit erfüllt haben mochte, gaben ihm etwas Unwohnliches.

Thassilo wartete. Er war kaum mehr erregt. Er wußte auch kaum, was ihn so ruhig machte: ob die Nähe einer heftigsten Stunde, ob die Erschlaffung nach Tagen voll namenloser Leidenschaft.

Die Tür tat sich auf. Es war Hedi, die hereinkam.

Sie ergriff mit ihren beiden Händen seine Rechte.

Eine große, stille Freude kam plötzlich über ihn.

Wie das schön war, das liebe Mädchen zu sehen! Sie, die alles wußte — alles verstand — nichts wollte, gar nichts, als ihm wohlsein, mit Wärme und mit Sanftmut seinen schweren Wesen Erleichterung bringen —

„Meine liebe Hedi!“ sagte er wie ein Erklärer.

„Beate kommt auch!“ sprach sie, denn sie wußte ja, um weissenwillen er hier stand.

Beate war schon gerade beim Entkleiden gewesen. Sie wollte sich frisch zu Bett legen und noch lesen. Das doch doch wenigstens gemüthlich und kürtzte den wienigen Abend. Nun mußte sie sich schnell wieder anziehen, denn Thassilo abweisen, das ging nicht. Beate wußte recht gut, daß es wichtig für sie war, freundschaftlich mit ihm zu stehen. So schickte sie denn erst Hedi hinunter.

„Es ist mir sehr lieb, erst von Ihnen zu hören... ich möchte doch viel wissen...“

Aber sie unterbrach ihn: „Erst muß ich wissen, wie es Ihrer lieben, teuren Mutter geht!“

Sie dachte gleich nicht anders, als daß er eine besondere Veranlassung habe.

Aber diese natürliche Frage traf ihn wie Angriff.

Nun war der Augenblick da! Sein Haß konnte hervorbrechen und mit allen Waffen über den Toten herfallen!

Jede Spur von Achtung und Liebe, die etwa in diesem Frauenherzen noch lebte, konnte er niederhageln!

Er wollte es! Ja, tausendmal ja! Aber wieder war es, als höbe die Zwiespältigkeit seines Wesens ihr Haupt, und aus dem Untergrunde seiner Seele kam etwas herauf... In das heiße Begehren seines Temperamentes, das sich fülligen wollte in Rache und Hohn, kam plötzlich wieder jenes geheimnisvolle Zagen — jene leuchtende Scham wurde, die da vor zurückbebt, das Häßliche zu tun.

Seine Stirn feuchte sich. Er wurde leichenblau.

Hedi sah ihn in zitternder Angst an, Beate erstaunt.

„Was haben Sie?“ fragte sie. „Ich —, begann er stotternd, „ich bin gekommen, Ihnen Eröffnungen zu machen, die...“

Nein, dachte er, nicht ich will ihn ihr zeigen, wie er war. Es könnte ihr weh thun... Und fest und sicher fuhr er fort, wie ein Mann, vor dessen Willen sich alles niederknien muß — auch die Feinde in seinem eigenen Temperament.

Er sagte, daß Edel und seine Mutter kein nennenswertes Vermögen hinterlassen hätten, daß es aber ein einfacher Akt der Gerechtigkeit sei, ja ein begründeter Anspruch Beate's, daß sie an dem Vermögen des Verstorbenen teilhabe, welche er noch zu sammen mit Edel begonnen; daß er hierüber alsbald feste, beruhigende Besprechungen mit Wadernagel haben werde, und daß Beate ihr Leben nur einrichten sollte, ganz und gar nach ihren Wünschen.

Beate hörte es in rubelloser Haltung an. Sie nahm diese Erklärungen als etwas Selbstverständliches hin. Ihr fiel nicht von fern ein, daß ihr da ein fürstliches Geschenk angeboten wurde — oder ein Almosen — wie man es nun nennen wollte.

„Ich weiß es,“ sprach sie, „daß Sie Edel viel verdanken. Und ich habe das Vertrauen, daß Ihr Verhältnis zu dem teuren Verstorbenen Sie bestimmt, meine Rechte voll zu wahren.“

Noch einmal packte es ihn... die Bitterkeit stieg qualvoll... Seine Augen sprühten... Schon wollte das böse Wort der Wahrheit aus seinem Munde.

Er bezwang sich. Nein — nicht das Häßliche tun! Innerlich sehr befriedigt, erhob Beate sich.

Es lag ihr aber viel daran, das Zusammenfassen recht abzuliegen. Sie wußte nicht, wie es kam, aber mit dem allerbesten Willen war sie nicht in der Stimmung, zu weinen heute abend. So konnte Thassilo noch wirklich denken, sie sei nicht traurig. Und sie war es doch schrecklich, ganz schrecklich! Sie hatte gar nicht gedacht, daß es so viel Kummer in der Welt gäbe! Sie würde noch rein alt und häßlich davon werden!

„Vergehen Sie, wenn ich mich schon zurückziehe!“ sagte sie mit lebendigem Ausdruck. „Sie begreifen... Aber Hedi plaudert wohl noch gern mit Ihnen. Die arme Hedi hat sonst immer nur mich und meine Tränen...“

Und dieser Gedanke rührte sie plötzlich doch...

Ja, das Leben war zu schwer jetzt — immer nur Tränen und Tränen — — — Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Augen und reichte abgesehenen Hauptes Thassilo die Rechte.

Der Mann war aus aller Fassung. Seiner verschlossenen Art erschien jedes Gefühlsausbruch als etwas Unerhörtes. Er glaubte dann ein Maß von Empfindungen zu sehen, das über sein Begreifen fast hinausging. Er kam sich dann selbst roh und kalt vor. Und nun gar die Tränen einer Frau! Dieser Frau!

Er suchte Hedi's Blick. Er wollte auch in ihren Augen das Mitleid und die Würkung lesen, die er mit und über Beate empfand. Aber er begegnete einem klügenden, ja, einem fast rornigen Auge.

Warum überhäufen Sie Edel's Witwe so töricht mit Großmut? fragte sie und schritt auf die Gruppe von Stühlen und einem Tischchen zu, die mitten im Zimmer unter der elektrischen Krone stand. Mit ihrer gewohnten königlich anmutigen Gebärde bat sie, man möge sich setzen.

„Und meine Mutter sendet Ihnen tausend Grüße!“ sagte er.

Sie neigte dankend das Haupt. Sie fragte aber nicht, wie es seiner Mutter gehe.

Es fiel ihm auf. Ein leises, schmerzliches Gefühl wollte in ihm aufwallen. Gleich zog er sich der Hede. Wie konnte man von ihr Gebanten an andere verlangen! „Was führt Sie noch so spät heute abend hierher? Und so direkt von der Bahn, wie mir scheint?“ fragte Beate.

„(Fortsetzung folgt).“

— Gewissenhaft. „Soll ich nicht unsern Sohn gleich in's Feld schreiben, daß wir den Hauptreiter gewonnen haben?“

„Lieber nicht, schließlich schießt er vor Aufregung daneben!“

— Auf's Pfang. „Braucht Du vielleicht Geld, lieber Onkel?“

„Nein; aber wie kommt Du nur auf diese denkbare Idee?“

„Na, ich dachte, Du wärest in derselben Situation wie ich.“